

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires
Herausgeber: Empirische Kulturwissenschaft Schweiz
Band: 2 (1898)

Artikel: Innerschweizerische Legenden und Sagen
Autor: Ithen, Anna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-109465>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Innerschweizerische Legenden und Sagen.¹⁾

Von Anna Ithen in Ober-Aegeri.

Der Bau der St. Michaelskirche.

Eine schöne Sage erzählt, der Platz zur Erbauung der St. Michaelskirche sei in der Nähe des Pulverturmes bestimmt gewesen, ungefähr da, wo heute an Stelle der alten abgebrochenen Kapelle eine neue steht, und es habe schon eine Menge Baumaterial bereit gelegen. Wiederholt seien morgens zum Schrecken der Arbeiter, welche an das Bauwerk gehen wollten, Holz und Steine verschwunden gewesen und weiter oben am Berg, wo die jetzige Pfarrkirche steht, gefunden worden. Durch die öftere Wiederholung dieses unerklärlichen Ereignisses kamen die Zuger zur Einsicht, dass diese Uebertragung durch Engel geschehe, die dem hl. Michael, dem Fürsten der himmlischen Heerscharen, einen weitausblickenden, die Stadt beherrschenden Platz ausgewählt hätten.

In den letzten Jahren wurde bei Anlass der Platzfrage zur Erbauung einer neuen Pfarrkirche diese Engelssage erwähnt; moderne Skeptiker wollen herausgeklügelt haben, die vermeintlichen Engel wären pfarrgenössige Männer von Grüt gewesen, denen es darum zu thun gewesen sei, die Kirche möglichst an den Berg hinanzusetzen, um den Kirchgang zu kürzen.

Die sprechenden Kühe.

Das Weihnachtsmärchen von dem Bauer, der nicht zugeben wollte, dass in der Christnacht die Tiere im Stall reden könnten, kennt auch das Zugervolk und wird in der Weihnachtszeit meistens gläubig besprochen. Der zweifelnde Bauer stieg, um sich zu überzeugen, auf den Heuboden und lauschte ob jener Oeffnung,

¹⁾ Meist aus mündlicher Ueberlieferung.

durch welche im Winter das Heu in die Futterkrippen hinabgezogen wird. Die erste Kuh sprach: „Wo ist der Bauer?“ Die zweite: „Auf der *Drüschi*“ [Bezeichnung für eben jene Oeffnung]. Die dritte, eine Mennkuh [Zugtier], aber sagte: „In drei Tagen muss ich ihn auf den Kirchhof führen.“ Der horchende Bauer fiel in Ohnmacht; seine Knechte fanden ihn und trugen ihn zu Bette. Er starb nach drei Tagen, nachdem er den Seinen das Gespräch der Kühe mitgeteilt hatte.

Diese Sage wird bekanntlich in ähnlicher Form aus Niederösterreich erzählt, wo ein Bauer aus einem der Dörfer am Schneeberg sich zur Probe in den Ochsenstall verfügt habe.

Die Erdmännlein.

Noch heute lebt im Volke die Kunde von den Bergmännlein. Sie hausten auf der Walchwiler Allmend gegen die Gnippenfluh und haben ihre Spur auf der Baarburg durch hieroglyphenartige, in das Felsgestein eingegrabene Inschriften beim „Härdmandlloch“ zurückgelassen. Stadlin (II, 221) schildert sie als Nomadenvolk vom Stamme der Zigeuner, klein von Statur, schwarzbraun von Farbe, stark und pfeilschnell; sie hätten im selben Augenblick hohe Bäume erklettern und dann wieder in ihren unterirdischen Höhlen verschwinden können. In Musik, Chiromantie und Magie seien sie erfahren gewesen und hätten desswegen in hohem Ansehen gestanden. Man will sie auf Heu und Stroh feuern gesehen haben, unbeschadet der Unterlage. Die Erdmännchen konnten „Schutz- oder Plagegeister“ sein, je nachdem sie gute oder böse Gesinnung gegen Jemanden hegten. Dem Bauern, der ihre Gunst erworben, halfen sie in allen bauerlichen Beschäftigungen, besonders beim Heuen. Als einziger Lohn begehrten sie, in Häusern, denen sie ihr Wohlwollen geschenkt hatten, Speisen oder andere Gaben zu erhalten. Besondere Vorliebe hatten sie für Schweinefleisch. Einst verabreichte ihnen der Besitzer vom Hofe Bossen in Walchwil weniger Fleisch, als sie erwartet hatten, und daher schickten sie ihm aus Rache den roten Hahn auf das Dach. Die letzte Spur dieses merkwürdigen Menschengeschlechtes soll in Baar und Walchwyl noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wahrgenommen worden sein. Das Andenken ihres Aufenthaltes lebt in Sagen weiter.

Einst holte ein Bergmännlein die Hebamme von Walchwil. Als sich gegen morgen die Frau zur Heimkehr rüstete, füllte ihr der kleine Wicht die Schürze mit Kohlen und begleitete sie aus der steinernen Halle durch das Tobel der sog. kalten Hölle wieder auf die Erde zurück. Die missvergnügte Hebamme wagte aus Furcht nicht, das Geschenk zurückzuweisen, liess aber während des Gehens von den wertlosen Kohlen hie und da eine fallen. Da sprach das Bergmännlein: „Je mehr du fallen lässt, desto weniger wirst du haben“ und kehrte um. Als die Frau, zu Hause angelangt, die Kohlen in den Herd warf, verwandelten sie sich sämtlich in Diamanten.

Die schatzhütende Nonne.

Sehr populär ist die Sage von der schatzhütenden Nonne von Schönbrunn. Unterhalb der Kapelle zu Schönbrunn im *Chilebode*, wo im Mittelalter Waldschwester (Beguinen) gewohnt haben sollen, liegt in der Tiefe ein Schatz in irdenem Gefässe, den eine Nonne hüten muss. Mit den Jahren rückt der Schatz allmählig höher und höher, bis er endlich nach Ablauf eines Jahrhunderts auf die Oberfläche kommt und gehoben werden kann. Wer das aber unternehmen will, darf während dieser Arbeit kein einziges Wort sprechen. Einst waren zwei Männer mit der Hebung des Schatzes beschäftigt; Einer von ihnen sah von der Kapelle aus eine Prozession herankommen und sagte zu seinem Gehilfen: „Sieh dort!“ Da sank der Schatz in die Tiefe, die Nonne seufzte laut auf und sagte zu den Schatzgräbern, sie wäre erlöst gewesen, hätten sie Schweigen beobachtet; nun müsse sie wieder ein ganzes Jahrhundert auf einen erlösungsverheissenden Moment warten. Die Prozession aber war verschwunden.

Die schatzhütende Kröte.

Von den Bewohnern des Aegerithales wird obige Sage vielfach mit der aus dem Muotathal stammenden von der schatzbewachenden Kröte verwechselt. Bei der Kapelle „zum Herrgott“, wo in dem jähren Abgrunde, genannt „Herrgottstutz“, die Muota rauscht, vergrub ein Geizhals sein erwuchertes Geld. Dasselbe

sollte Niemandem zu gute kommen, weder seinen berechtigten Erben, noch der Kirche, noch den Armen. Er beschwor den Teufel, die Geldkiste zu bewachen; kein Menschenkind sollte jemals von ihr Besitz nehmen können, ohne eine Kröte dreimal geküsst zu haben. Nur einmal im Jahre, an „Unserherrgottstag“ soll die verwunschene Kiste sichtbar werden. Etliche beherzte Männer machten sich einstens ans Werk, den Bann zu lösen. Der Mutigste unter ihnen brachte es zu stande, die auf der Geldkiste sitzende Kröte zweimal zu küssen. Doch beim dritten Mal ward die Kröte zum Ungetüm und spie Feuer, so dass er nicht an sie herankommen konnte und Alle die Flucht ergriffen. Weitere Versuche sollen seither keine mehr gemacht worden sein.

Der Rechtsstreit um das Alpeli.

Im Jahr 1491 verlor Aegeri gegenüber der Stadtgemeinde einen Prozess. Von dem eingesetzten Schiedsgericht wurde einstimmig erkannt, dass die Nutzniessung des am Rossberg gelegenen „Alpeli“ (eine Weide) ausschliesslich den Zugern zukomme. Dieser Entscheid brachte speziell Wilägeri um die erhobenen Ansprüche. Die Dichtung meldet über den Hergang der Sache: In Zeiten von Unglück hatte Aegeri von der Stadt Geld erhoben und dafür das „Alpeli“ verpfändet. In dem Pfandbrief war festgesetzt worden, dass die Summe in einer bestimmten Frist am St. Michaelstage zurückerstattet sein müsse und auf dem Rathaus liegen solle, bevor auf der Michaelskirche die Betglocke läute, sonst würde das „Alpeli“ ganz zu Nutz und Eigen an die Zuger übergehen. Als der Tag der Rückerstattung gekommen, trugen die Aegerer Vertrauensmänner das Geld nach der Stadt. Wie sie bei Allenwinden vorbeigehen wollten, schallten aus dem dortigen Wirtshaus Stimmen fröhlicher Zecher. Es waren Zuger Stadtherren, die an den Fenstern sassen und die Aegerer Freunde zum Trunke einluden. Die Einladung konnte nicht ausgeschlagen werden, denn Pannerherr, Weibel und andere obrigkeitliche Herren waren von der Gesellschaft. Ihre Liebenswürdigkeit kannte keine Grenzen und die Stunden verflossen wie Augenblicke. Sogar ein Preistanz sei veranstaltet worden und die dupierten Aegerer blieben sitzen, bis die Sonne sank. Endlich erinnerten sie sich an das ihnen anvertraute wichtige Geschäft,

standen auf und wankten den Berg hinab der Stadt zu. Doch schon hatten die Herren auf dem kürzesten Wege einen Boten hinuntergeschickt, und ehe die Abgeordneten an der Ringmauer das Aegerithor erreichten, ertönte von St. Michael die Betglocke. Auf dem Rathaus wurde ihnen klar gemacht, dass die Bedingungen nicht eingehalten worden seien und das „Alpli“ nun der Stadt gehöre. Betrübt und voll Reue zogen die Ueberlisteten von dannen.

* * *

Auch eine Spucksage knüpft sich an den genannten Rechts- handel an. Wer in gewissen Zeiten das „Alpli“ (od. „Alpli“) betritt, oder auf dem in der Nähe vorbeiführenden Weg von Unter-Aegeri nach Walchwil dahin schlendert, dem begegnen mitunter drei Männer in alter Amtstracht, denen die Köpfe fehlen. Sie schreiten neben einander her; der Mittlere, von Aussehen ein Schreiber, trägt einen grossen Folianten unter dem Arme. Nachdem sie eine Strecke weit gegangen, verschwinden sie plötzlich unter schauerlichem Wimmern in einem jähen Absturze. Nicht gerne sieht der Wanderer diese Begegnung; denn wer die Gestalten erblickt, ist sicher, selbst am lichthellen, nebelfreien Tage auf dem wohlbekanntem Wege irre gegangen zu sein. Es soll vorkommen, dass Leute nach zwei- bis dreistündigem, un- unterbrochenem Marsche statt bei der ersehnten Gehölzlichtung sich zu ihrem Erstaunen wieder da befinden, wo sie den Wald betreten hatten. Sie machen, ohne es zu wissen, in der Hälfte Weges „Kehrum“ und gehen zurück, ohne Baum, Strauch und Strunk wiederzuerkennen. Solche rätselhaften, noch in der Gegen- wart vorkommenden Irrgänge werden dem Einflusse des Spuckes zugeschrieben.

Der Markverrücker.

In einer Gemeinde des Kantons Zug hatte ein Bauer zum Nachteil seines Nachbarn seine Matte vergrössert, indem er nächtlicher Weile den Grenzzaun der Mark entlang um einen Klafter in des Anstössers Land hineinrückte. Der Nachbar merkte den Betrug, schwieg aber still, da er den Beweis nicht erbringen konnte. Nach Jahr und Tag erkrankte der gewissenlose Bauer und kam

auf das Sterbebett. Da drückte ihn das abgestohlene Land und er konnte nicht sterben, obwohl er tagelang im Todeskampfe lag. Er wiederholte stets die Worte: „Der Hag, der Hag!“ Das hörten die geschädigten Leute, die mit den anderen Nachbarn nach ländlicher Sitte im Sterbezimmer anwesend waren, gingen hin, hoben den Hag aus und setzten denselben genau um 1 Klafter wieder weiter hinaus. Wie der erste „Sparren“ (Zaunpfahl) in die richtige Mark geschlagen, konnte der Bauer sterben.

Der geizige Bauer.

Im Lande Uri besass ein vermögender Bauer im Hungerjahre 1817 einen grossen Vorrat von Kartoffeln. Es kamen arme Leute zu ihm, in ihrer Not Kartoffeln zu erbitten. Der geizige Bauer aber blieb ungerührt und schlug die Bitten ab. Er gab aber auch denen nicht, die im Herbst und Winter von ihm um Geld kaufen wollten. Da er einzig in der Gegend Vorrat besass, spekulierte er im Frühling darauf, Saatkartoffeln zu den höchsten Preisen verkaufen zu können. Als der Bauer im kommenden Frühjahr voll Freude über den in Aussicht stehenden Gewinn in seinen Kartoffelkeller ging, sah er auf dem Vorrat eine abscheuliche Riesenkröte. Sämtliche Knollen hatten eine grasgrüne Farbe und waren gänzlich verdorben; sie taugten nicht einmal zur Schweinefütterung und mussten weggeworfen werden.

Der Geist des Bettlers.

Im Stalle eines Bauern hatte ein Bettler stets Unterkunft gefunden und war vom Besitzer mit Nahrung und oft mit Kleidung beschenkt worden. Nach seinem Tode aber sah ihn des Bauern Knecht wie zu Lebzeiten abends auf der Bank im Stalle sitzen, wo er sein Essen einzunehmen pflegte.

Voll Schrecken überbrachte der Knecht seinem Herrn diese Kunde. Dieser eilte herzu, sah den Geist und rief ihn an: „Alle guten Geister im Himmel und auf Erden loben Gott den Herrn!“ Da antwortete der Verstorbene, er lobe ihn nicht, denn er sei ein verworfener Geist, weil er ohne Not betteln gegangen und dadurch wirklich Notleidenden das Almosen entzogen habe. In der hintern Ecke

der Tenne, 2 Fuss tief, hätte er drei Täschchen mit bedeutenden Summen Geldes vergraben. Den Inhalt des einen Täschchens möge der Bauer behalten für die empfangenen Wohlthaten, das andere Täschchen solle dem Knecht gehören für seine Bereitwilligkeit, ihm jederzeit den Stall zu öffnen und die Sorge um warme Lagerstätte, das Geld des dritten Täschchens aber soll man unter wahrhaft Arme verteilen. Andern zum Exempel sei er hergeschickt worden, doch zu helfen sei ihm nicht.

Nachdem der Geist gesprochen, fing er lichterloh an zu brennen, fuhr vom Stall zum Miststock hinaus und von der Mitte desselben hinab in den Abgrund der Hölle.

Die Schädigung der Allmend.

Zwei Brüder hatten ihr Erbe geteilt. Der ältere bekam den näher gelegenen Hof, samt der darauf stehenden Scheune, die unmittelbar an Korporationsgut angrenzte, dem jüngeren gehörten die entfernteren Matten. Dieser musste, um sein Vieh zu besorgen, stets bei des Bruders Scheune vorbeigehen. Das Haus bewohnten beide Brüder gemeinsam. Die Scheune des älteren Bruders benötigte einen Umbau und eine Vergrößerung; damit aber der Bauschutt dem Graswuchs seiner eigenen Wiese nicht schade, liess er ihn auf das minderwertige Korporationsland werfen. Er that dieses aber noch mehr aus heimlicher Gehässigkeit gegen den Allmendrat, weil dieser auf sein Anerbieten, ein Stück von dem Land zu kaufen, nicht eingegangen war. Bald nachher starb er eines jähen Todes. So oft nun der jüngere Bruder abends bei der Scheune seines verstorbenen Bruders vorbeiging, sah er dessen Geist dem Korporationsland entlang mit trauriger Miene auf und abschreiten. Der Bruder, voll Verlangen, dem Verstorbenen zu helfen, nahm einstens allen Mut zusammen und redete ihn an: „Alle guten Geister loben den Herrn.“ Der Verstorbene habe milde erwiedert, er lobe ihn auch, aber er könne so lange nicht zur Anschauung des lebendigen Gottes gelangen, als der auf dem Allmendland liegende Schutt den Nutzen des Grundstücks beeinträchtige. Jedes Jahr schwinde von dem Schutte nur so viel, als ein Korb fasse und so vergehe eine lange Reihe von Jahren, bis der absichtliche Schaden ausgeglichen sei. Er fragte ihn auch, ob er ein *Zwehli* (Hand-

tuch) bei sich habe, er wolle ihm dann zeigen, welche Qualen er auszustehen habe. Der Bruder reichte ihm ein leinenes Tüchlein, achtfach zusammengelegt. Der Verstorbene legte die Hand darauf und das Tüchlein verbrannte, soweit die Hand es berührte. Der Bruder nahm Spaten und Pickel, holte auch Leute herbei, und der Schutt ward noch in der Nacht beseitigt. Der Geist aber stand dabei und erschien stets heller und glänzender. Wie das Land gänzlich gesäubert war, verschwand die Erscheinung, verklärt und freudigst dankend, indem ihr der Himmel nun offen stehe.

Der blutende Totenschädel.

Auf den Höhen einer Schwyzeralp ward einstens ein Fremder erschlagen und ausgeraubt gefunden. Als mutmasslichen Thäter richtete man den Sennen der Alphütte zu Schwyz hin, obwohl er bis zum Tode seine Unschuld beteuert hatte. Lange Jahre waren seitdem verflossen und niemand sprach mehr von der Begebenheit. Da kehrte eines Tags ein Einheimischer, der dreissig Jahre ausser Lands gewesen war, zurück. Er hatte Glück gehabt und sich Reichtum erworben. Es traf sich aber, dass man in Morschach Kirchweih feierte, und der eben Zurückgekehrte ging auch dort hin, um sich zu belustigen. Als die Leute ihn kommen sahen, liefen sie herbei und versammelten sich um ihn, um seinen Erzählungen von fernen Landen und fremden Menschen zu lauschen. Wie nun Alles in gespanntester Aufmerksamkeit ihm zuhörte, ging die Thür auf, und herein trat ein Gaisbub mit einem Totenschädel in den Händen. Er habe diesen, berichtete er, heute beim Kreuz oben auf der Höhe der Ziegenweide gefunden. Die Morschacher bewunderten alle den weissen Schädel und dieser wanderte von Hand zu Hand. Als nun aber die Reihe an den Heimgekehrten kam, da fing der Schädel an zu bluten, und das Blut rieselte über seine Kleider nieder. Erschüttert durch dieses Wunder bekannte er sich als Mörder des Fremdlings. Im Gefängnisse zu Schwyz erzählte er weiter: am Morgen nach seiner Unthat habe ein Rotkehlchen an sein Kammerfenster gepickt und dabei gezwitschert: „*Drysg Jahr, drysg Jahr, drysg Jahr.*“ Da habe er den Entschluss gefasst, die Heimat zu verlassen; dem Arme der Gerechtigkeit Gottes sei er aber doch nicht entgangen, und so sei das Vöglein

an ihm zum Propheten geworden. Der Verbrecher bezahlte seine Schuld mit dem Tod durchs Schwert.

Das Totenbein als Verräter.

Zur Zeit, als die Schweiz noch aus 13 Orten bestand, beging einst ein Eidgenosse eine schreckliche Mordthat. Den Leichnam des Erschlagenen begrub er in der Nähe eines Steinbruches und wälzte grosse Steinblöcke auf die frisch aufgeworfene Erde. Entdeckung seiner verruchten That fürchtend, nahm er Handgeld und zog in fremde Kriegsdienste. Nach einer Reihe von Jahren — er war inzwischen alt geworden — nahm er seinen Abschied und kehrte in die Heimat zurück. Am Nachmittag des nächstfolgenden Sonntags erwartete im Dorfe Alt und Jung den heimkehrenden Soldaten, um seine Kriegsabenteuer zu vernehmen. Die Leute standen gruppenweise beisammen und vergnügten sich mit „Mutteln“ und anderem Spiel. Der Soldat musste auf seinem Gang ins Dorf an der Mordstätte und an dem früheren Steinbruch vorbei, wo er den Ermordeten begraben. Er kannte sich aber in der Gegend nicht mehr aus, denn der Steinbruch war ausgefüllt und von einem üppigen Wiesenhang bedeckt. Von einem Blütenstrauch, der dort stand, pflückte er die schönste Blume ab und steckte sie auf seinen Hut. Im Dorfe angelangt, fiel ihm auf, dass Niemand seinen Gruss erwiderte und Jeder voll Abscheu nach seinem Hute blickte. Einer der Umstehenden fragte ihn, was er da für einen sonderbaren Schmuck auf dem Hute habe, worauf er antwortete: „Siehst du nicht? einen Maien“. Er zog den Hut ab, um ihn an der Blume riechen zu lassen; aber da war anstatt des Maiens ein grosser Menschenknochen aufgesteckt. Das Gewissen des alten Verbrechers erwachte, er bekannte den in jungen Jahren begangenen Mord und liess sich ins Gefängnis abführen. Er wurde zum Tode verurteilt, starb aber schon im Gefängnisse. Als man bei der Stelle des Blumenstrauches nachgrub, fand man das Skelett des Erschlagenen.
